

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1933-1934)
Heft: 3

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

KLEINE RUNDSCHAU

Das Zürich-Buch

Ein paar Glossen dazu von Dominik Müller

Zürich — weiß-blau! Hat ein Gemeinwesen je passendere Farben im Wappen gehabt als diese unterm blauen Himmel so lichte Stadt am silbrig schimmernden See? So ist denn der Prachtsband unter Mitwirkung des Stadtrats zum Zürcher Universitätsjubiläum herausgekommen, im Gegensatz zum unlängst erschienenen reserviert grauen Basler Stadtbuch, himmelblau eingebunden und darauf gepreßt das Löwenwappen mit Silbergrund. Und dies Weiß und Blau gilt für den psychologischen ebenso wie für den optischen Eindruck.

Beim Betreten der Stadt am See fühlt man ihr Doppelantlitz auf Schritt und Tritt: das Helle, Optimistische, freudig Weltbejahende, dessen stärkste Inkarnation Gottfried Keller geworden ist, und dann das Nüchterne, Verständige, Trockene, Tüchtige. Man spürt den Reiz einer Stadt, die alle europäischen Bewegungen fröhlich mitgemacht, die entgegengesetztesten Geistesströmungen unbefangen auf sich wirken ließ und sich doch nicht an sie verloren hat. Macht's der übermächtige Boden, von dem uns Hiltbrunner, der den Reigen der Beiträge geistreich eröffnet, so Tiefgründiges zu sagen weiß?

Als Basler ergeht es einem mit Basel, wie es dem alten Bodmer gelegentlich mit seinem Zürich ergangen ist, das er als «Dreckstadt» beschimpfte. Von einer Stadt zur andern blickend, hat man's bekanntlich leichter, ihr gerecht zu werden. Doch auch da hat man seine Stadien. Als Student nach längerem Herumschweifen auf den weithin sichtbaren Terrassen der Zürcher Bildungsstätte, schrieb ich sentimental: «Auf diesem ewig schönen Fleck Erde, unter diesem freien Himmel, angesichts der verklärten Freude der Alpen, im Anblick des schimmernden Sees dereinst auszuruhen, vergönnt mir o Götter!», was man in Basel ziemlich geschmacklos fand, denn ich hatte es in eine angesehene Zeitung geschrieben. Ziemlich später dann, an einem Neujahrstag, als ein grauer Himmel drückte und ich vom unvergeßlichen Hotel Schwert aus limmataufwärts sah, fand ich dafür Stadt und Menschen fürchterlich — «pechschwarzes Wasser, schwarze Gassen und Weiber gräßlich anmutlos». Und wieder später an einem sonnigen Vorfrühlingstag verglich ich «mein keckes Zürich» mit einem glitzernden Juwel, und so fort mit und ohne Grazie, bis mein Urteil über diesen magisch anziehenden Erdenfleck in jenes gesunde Gleichgewicht geriet, das den Zürcher offenbar selber so sehr auszeichnet.

Aber wenn man nun diesen Prachtsband durchblättert und das Füllhorn feiner Beobachtungen, Prägungen, gediegener Kenntnisse und treffender Urteile über Zürichs Geschichte, Kultur und Wirtschaft, beigesteuert von namhaften Persönlichkeiten, sich vor einem ausschüttet, so geniert man sich ein bißchen, von dieser Nachbarstadt, die man von Jugend auf immer wieder betreten und die man zu kennen glaubte, so wenig Exaktes gewußt zu haben. In einem der besten Beiträge heißt's: «Zürcher und Basler, Berner und Genfer sind in allen vier Städten zu Hause». Man glaubte dies auch zu sein, aber nun sieht man als Basler am Beispiel Zürich, wie wenig man sich über das Besondere und den Reiz dieser Stadt Rechenschaft gegeben.

Wölfflin läßt uns das alte Zürich liebgewinnen. Einen urbaneren und feinfühligeren Cicerone — «das Tor existiert nicht mehr, aber man spürt es noch immer» — könnte man schwerlich finden zur Betrachtung bemerkenswerter alter Gebäude, malerischer Stadtansichten und Bilder, «für die Zürich immer berühmt gewesen ist». Von den Ansichten die schönste, die er beigit, die schönste vielleicht des ganzen mit Bildern so reich ausgestatteten Werkes, ist die

vom «Lindenhof und Schipfe an der Limmat mit dem Turm von St. Peter». Glänzend dann die Charakteristik des neuen Zürich von Peter Meyer. Hier merken wir besonders gern die Feststellung, daß die gesunden Baugewohnheiten der Zürcher Architekten auf einem Gelände von unvergleichlicher Lage Zürich mit Recht den Ruf einer bevorzugten Wohnstadt eingetragen haben.

Doch nun sind mir lobend gleich die Namen zweier Basler entschlüpft — wie unhöflich! Aber Wölfflins schlichte Definition, Zürich verfüge in der Verbindung von Ebene, Hügel und Stufengelände über eine große Mannigfaltigkeit der Situation usw., geht mir nüchternem Basler eher ein als die psycho-geologischen Spekulationen Hiltbrunners, der als sensitiver Lyriker seine seelischen Finessen auf Zürichs Moränenboden projiziert und findet, dieser «ströme die seltsame Melancholie einer unerklärlichen Süße aus, das Stöhnen der hier so lange eisbelasteten Erde sei zu Musik geworden, zu einem höchst schwachen, aber dennoch realen Geländeton». Immerhin sagt er dann, was man, vielleicht vom Nachsatz abgesehen, ja selber so deutlich fühlt: die stoffliche Grundlage der Stadt könne nur Gesundes erzeugen, Urgesundes, das nicht eben überfeinert, wohl aber, und das sei entscheidend, unerhört feinfühlig sei.

Wie schade, daß im Abschnitt «Geschichte und Volkstum» ein Beitrag über dies ebenso klangstarke als kratzige Züridütsch fehlt! Was für Aufschlüsse über den Zürcher Charakter hätte er uns nicht geben können! Dafür sind hier andere Perlen: Weilenmanns tiefschürfende und souverän stoffbeherrschende Zürcherische Geschichte — ein Genuß zumal für den, der sie nach den üblichen Geschichtsleitfäden bereits kennt. Dann bekommt man durch Anton Largiadèr eine Vorstellung von der unglaublich gescheit durchgebildeten Verfassung, die den Gemeinden und dem Stadtpräsidenten so viel Freiheit des sozialen Handelns läßt. Faesi plaudert köstlich von dem, was vom alten Zürich noch fortlebt. Hier muß der Basler beständig Parallelen ziehen, und manchmal zu seinen Ungunsten. Faesi konstatiert, wie Weilenmann übrigens auch, Zürich habe nicht wie Basel, es zu einem Patriziat gebracht. Hier ist mir nicht entgangen, daß er mich wenigstens als dessen «parodistischen Dichter» gelten läßt. Danke! Dank auch für die Weltreklame, denn daß so ein Zürcher Prachtwerk in der ganzen Welt herumkommt, dürfte außer Zweifel stehen. Wenn man bei Faesi weiter liest, wie die «Frauenzimmer» selbst im galanten Jahrhundert gesellschaftlich immer unten durch gewesen sind und geistig regsame Frauen als «Männin» gescholten wurden, so ist man geneigt, Zürichs vielbewundert frühe Zulassung des Frauenstudiums und der Schulkоedukation als späte Sühne mehr denn als zielbewußten Fortschritt zu begreifen.

Dem Zürcher Wissenschaftsbetrieb, der schließlich zur Gründung der Universität geführt hat, gilt ein Kapitel voller Geistigkeit und feiner Ironie. Wie menschlich nahe bringen einem die kultivierten Federn der Professoren Howald und Schinz diesen Conrad Gesner. Welche Figur dieser Hagenbuch, in dem seine Mitbürger eine europäische Berühmtheit sahen, und der, diesen Glauben nicht zu gefährden, nichts schrieb, bis er einmal seinem Vorsatz untreu wurde und ihn das Schicksal ereilte, von unbarmherziger Kritik zerrissen zu werden. (En parenthèse: Heute wissen sich solche Gelehrte anders zu helfen: sie schreiben zahlreiche Bücher von einer Langeweile, daß sich kein Urteilsfähiger, dem seine Zeit lieb ist, je daran wagt und sie sich zeitlebens eines ungestörten Renommees erfreuen dürfen.) Wie fein ist in wenigen Worten die Bedeutung von Bodmer und Breitinger, von Lavater und Pestalozzi gegeneinander abgewogen. Pestalozzi — schon allein mit ihm ist Zürich «fein heraus». Ein Glanzstück des Buches die Seite über «diesen ganz großen Zürcher... mit Platon der einzige wirkliche Pädagoge». — Fesselnd die Darstellung der jungen, reichen Universitätsgeschichte. Den hochstehenden chemischen Leistungen der so aufgeklärten Alma mater wären als etwas vorlaute Nebenwirkungen allenfalls noch die von russischen Nihilisten veranstalteten Probe-Bombenexplosionen auf dem Zürichberg beizufügen gewesen, die damals zu ein bißchen diplomatischen Verwicklungen zwischen dem Zarenreich und der Schweiz geführt haben. Dafür hat sich dann später auf dieser gutbürgerlichen Stätte grenzenlosester Toleranz Lenin in um so größerer Stille auf sein so unbürgerliches Geschichtspraktikum vorbereiten dürfen!

Gut aufgehoben ist beim Rußland-Baselbieter Handschin das Zürcher Musikleben. Hier ist der Stadtbasler ja besonders empfindlich. Da er bei der Reformation wegen Zwingli, in der Pädagogik wegen Pestalozzi, in der Literatur wegen Gottfried Keller und C. F. Meyer zu kurz gekommen ist, hätte gerade noch gefehlt, daß Zürich Richard Wagners Bayreuth geworden wäre, welche «Gefahr» nach Handschin sehr nahe lag, denn Wagner hatte gemerkt, daß er in Zürich ausgezeichnet schaffen konnte. Es erging ihm wie nach ihm manchen Unberühmteren: sie haben sich alle in dieser stärkenden Luft und in diesem schönen Gleichgewicht zwischen Stadtkultur und ländlicher Einfachheit erfrischt und geistig angeregt gefühlt. Mit einem Unterton des Bedauerns erwähnt Handschin, daß Weingartner durch Schicksalslaune nach Basel geraten sei statt nach Zürich, dem er allerdings wesensverwandter sein mag. Nun, dies bildungsruhmunersättliche Limmatathen darf sich mit Othmar Schoeck und anderen sehr wohl trösten!

Nicht zu vergessen sind die reichhaltigen Beiträge Ermatingers über das eminent wichtige Zürcher literarische Leben, und des sehr sachlichen Wartmann über bildende Kunst. Jenem vermag ich nicht überall zu folgen. Ob es z. B. nun gerade eine besondere «Gunst» gewesen ist, moderne Größen wie Fritz von Unruh, Werfel und Ehrenstein vortragen zu hören? («Größen, die keine sind» — vergleiche Leuthold, nach Ermatinger weit weniger genial als Georg Büchner. Immerhin!) Ans Literarische wäre überhaupt eine besondere Betrachtung zu knüpfen, doch es fehlt an Raum — und auch an Courage!

Zürich als Bildungsstätte! Karl der Große, Zwingli, Pestalozzi, die großen Richtunggeber, die letzten Endes dazu geführt haben, daß es einem heute am Zürichsee schier schwindlig wird vor so viel Tüchtigkeit, religiösem Fleiß, segensreicher fürsorgerischer Tätigkeit — und all dies rationalistisch vorbildliche Schul- und Bildungswesen gewissermaßen verklärt und beseelt durch das berühmte harmonische Gesamtgeläute der Kirchen.

Aber nun erst die Kapitel über die Wirtschaft und die fast endlose Reihe von Monographien zürcherischer Unternehmen: sie atmen Großstadtstolz und Großstadtglück. Arnet verkündet den Ruhm der Fremden- und Verkehrsstadt, Brüschweiler singt das hohe Lied Zürichs als Bevölkerungs- und Wirtschaftszentrum. Aus dem alten Griechensatz: der Mensch ist das Maß aller Dinge, folgert er: es gibt kaum einen besseren Maßstab für die Bedeutung und Entwicklung eines Gemeinwesens als dessen Bevölkerungszahl. Sollte auch die Bedeutung einer Stadt mit ihrer Kopfzahl wachsen? Dem kleinstädtischen Basler schaudert. Ihm ist schon seine eigene Stadt mit nur 150 000 Einwohnern um die Hälfte zu groß!

Aber man zweifelt keinen Augenblick: diese zähe, gesunde, solide, mutige, geradezu ruchlos optimistische Stadt «mit den Türmen und Segeln» wird auch den auf Neujahr kommenden großen Gemeindezuwachs mitsamt noch so viel und gleichviel welchen Zugereisten aufs Beste verdauen, wird allfällig düstern Aspekten gegenüber den Kopf oben behalten und munter der Millionenstadt entgegenreifen...

Genug, wenn auch wenig genug von dieses Buches Fülle! Die ursprüngliche Absicht, die Zürcher Selbstbespiegelung ein bißchen unter die Basler Lupe zu nehmen, ist zu Schanden geworden an der sachlichen Unbefangenheit, mit der die Verfasser ihrem «Objekt» gegenüberstehen, dem Geleitwort ihres Herrn Stadtpräsidenten Klöti gemäß, darin es heißt: «die Freiheit des Wortes zeigt sich dort, wo der Wirklichkeitssinn vor der Selbstgefälligkeit keine Verbeugung macht».

Federer, der Dichter am Fenster

ist eine schöne und verständnisvolle Würdigung von Heinrich Federers Dichtertum überschrieben, die Dr. Franz Michel Willam im Aprilheft der in München erscheinenden katholischen Kulturzeitschrift «Hoch-

land» veröffentlicht. Mit großem Kunsterstand wird an treffenden Beispielen aufgezeigt, wie Federers dichterische Kraft ihren Ursprung nimmt aus dem Drang, die Dinge von ihrer sichtbaren Gestalt und Gebärde aus zu bannen.

«Dieser Dichter ruft wahrhaftig nicht umsonst aus: «O Fenster, teures Auge meines Lebens, wie gut sind du und ich immer miteinander ausgekommen!» Er könnte auch sagen: «O Auge, teures Fenster meines Lebens!» Besser noch als dem Dichter, der den herrlichen Vers erfunden, stände ihm die Anrede zu: «Augen, meine lieben Fensterlein, gebt mir schon so lange holden Schein, lasset freundlich Bild um Bild herein! — Bild um Bild herein! Bild um Bild wandert durch das Fenster wieder hinaus! Augenbilder!...»

In der innigen Verbundenheit Federers mit seiner Heimat, «der lieben, heiligen Ostschweiz», wo deutsche Art unvermerkt in rätische und rätische Art zuletzt in räisches Sprachland übergeht, sieht F. M. William auch die innere Hinneigung des Dichters zum romanischen Wesen begründet:

«Ja, Federer gehört mit allen Fasern seiner Eigentümlichkeiten der Ostschweiz an. Da ist die Heimat des Federergeschlechtes; ihr Nest liegt innerhalb der beiden Ortschaften Altstätten und Berneck im Rheintal. In der ganzen Schweiz gibt es keine Federer, die nicht dorther stammen. Da aber sitzt das Geschlecht schon lang, lang in einem alten Weinbaugebiete. Der Säntis ist nicht bloß der Berg, welcher für Federer als Berg aller Berge galt; er ist auch der Berg, von dem das Wasser in die Gauen seiner geistigen und blutsmäßigen Heimat niederströmt.

Seine Vorfahren erweisen sich zum Teil nicht bloß als Namensvettern, sondern auch als Verwandte seiner Art und seines Wesens. 1282 tritt ein Federer von Altstätten als Grundbesitzer auf, 1394 einer aus Berneck als Eigentümann des Klosters St. Gallen. Auf Gewerbetreibende weist schon der Geschlechtsname hin, wie er früher geschrieben und mit Artikel gegeben wurde: der Vädrer, Vedirer, Fedrer, Federer. Vertreter des Gewerbestandes und Träger von Würden, die auch mit geschäftlichen Tugenden zu tun haben: Hofammänner, Säckelmeister und Rat-

schreiber, Geistliche und Lehrer gehören zu den Persönlichkeiten, die in der Federer-Reihe auftauchen. Der Vater Federers war, wie bekannt, Bildhauer, sein Großvater Heinrich Bäcker. Vom Urgroßvater Federers stammt in einer anderen Linie der Geistliche Dr. Josef Anton Sebastian Federer ab, ein sankt-gallischer Schulmann und Politiker wessenbergischer Richtung, der als Herr des Pfarrhofes zu Ragaz den König Max von Bayern, Leopold von Belgien, Ludwig Philipp von Orléans, den Philosophen Schelling empfing. Der Dichter Federer, der in seinen Schöpfungen Leuten aus dem Gewerbe- und Lehr- und Priesterberufe nachgeht, erweist sich so als der Dichter, der seinem Stammgeslecht entspricht. Daß er über das Geschlecht des Vaters, der Federer, die dichterische Begabung erbte (wenn ihn auch die Mutter davor rettete, daß er nicht an diesem Erbe unterging!) bezeugt er ja selbst in der Eigenbeschreibung.

Im Schweizer Rheintale liegt also seine Blutheimat; er ist jedoch nicht nur in diesem engen Sinne der «Dichter der Ostschweiz». Dort ist auch das seinem lebhaften Geiste entsprechende Volkstum zu finden...

Die Stellung Federers zu den anderen drei großen Erzählern, zu Gotthelf, Keller und C. F. Meyer... Die vier Dichter teilen sich ungefähr wie vier Säulen, die den literarischen Bau der Schweiz vor dem Kriege tragen. Gotthelf und Keller gehören dem Flachlande an und haben ihre Blicke, jeder auf seine Art, nach Deutschland gerichtet; Gotthelf späht gleich dem kampfbereiten Wächter, Keller gleich einem freudigen Beifallrufer hinaus... Federer und Meyer stehen auf den Grenzen deutscher Erde gegen Romanentum: Meyer, der Stadt entstammend, führt eine Vermählung deutscher Art mit romanischem Adel; Federer, dem Dorf zugehörig, vereint deutsches Wesen mit romanisch beschwingtem Volksgeiste, wie er auch in Italien nur in den Dorflandschaften anzutreffen ist.»

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion und Verlag: Fretz & Wasmuth A. G. Zürich, Akazienstr. 8, Tel. 45.855
Druck: Gebr. Fretz A. G. Zürich
